

Für: <http://www.alternativ-grammatik.de>

Zitate aus: Sabine Bode, Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen. Stuttgart 2004.

(62f) Im Jahr 1957 veröffentlichte der Soziologe Helmut Schelsky sein Buch mit dem bis heute bekannten Titel ‚Die skeptische Generation‘. Im Mittelpunkt standen die in den Dreißiger Jahren Geborenen. „Man hört heute in der Erwachsenenwelt zuweilen die Forderung: ‚Wir brauchen neue Ideen für die Jugend‘“, schrieb Schelsky, „und die Enttäuschung der Älteren über den Mangel an ‚Idealismus‘ in der gegenwärtigen jungen Generation ist ziemlich weit verbreitet; diese Einstellung verkennt, daß ‚Ideen‘ genügend kursieren, die Jugend aber gar nicht danach sucht, weil ihr die Bereitschaft, sie zu glauben, fehlt, die in den 20er und 30er Jahren gerade aus den Krisen des politischen Geschehens aufstieg.“

Der Soziologe glaubte, dass die Erfahrungen des Krieges und seiner Folgen „die politische Glaubensbereitschaft und ideologische Aktivität, die die vorige Generationsgestalt der Jugend insgesamt kennzeichnete, an der Wurzel vernichtet“ habe.

(157) Dass durch die Folgen der Nazipädagogik ihre eigene Bindungsfähigkeit Schaden genommen haben könnte, war den 68ern zunächst nicht bewusst. Nicht mit den Eltern über die Nazizeit reden zu können, gehörte sozusagen zur familiären Grundausstattung der rebellischen Studenten. Aber wie Chamberlain zu bedenken gibt, hatte möglicherweise das Kommunizieren von Anfang an nicht stattgefunden. Vielleicht wurde das Schweigen der Eltern doch nicht durch die Vorwurfshaltung der eigenen Kinder ausgelöst oder durch Scham- und Schuldgefühle, sondern es war schon vorher nie zu einem Dialog in den Familien gekommen.

(166f) [Erzählung von Architekt Peter Busmann, 2003] „Ich möchte Ihnen eine kleine Geschichte erzählen, die ich 1943 als Kind in Kiel erlebt habe. Stellen Sie sich ein häßliches kasernenartiges Schulgebäude vor und da den Schulhof während der Pause. Ich prügte mich mit einem Klassenkameraden, und wie das Schicksal es will, liege ich gerade in dem Moment über meinem Gegner, als wir beide in eines der Souterrain-Fenster fallen, dessen Glasscheiben mit lautem Klirren zu Bruch gehen.

Kaum bin ich wieder auf den Beinen, werde ich von einer schadenfroh grölenden Horde zum aufsichtführenden Lehrer gestoßen. Der nimmt mich wortlos mit in das Klassenzimmer, entnimmt dem Schrank einen Rohrstock, schlägt mich aber nicht, fährt nur mit dem Daumen fast liebevoll über das Marterinstrument und sagt: ‚Morgen, Freundchen ...‘

Wieder losgelassen, bin ich allein mit meiner Angst und den jagenden herzklopfenden Gedanken, deren Mittelpunkt nicht so sehr die bevorstehende Züchtigung ist wie die Scham, ‚es‘ zu Hause erzählen zu müssen.

Zu Hause bringe ich kein Wort heraus.

In der Nacht werden wir von heulenden Sirenen aus dem Schlaf gerissen. Fliegeralarm jagt uns alle in den Keller, fragwürdiger Schutz im Getöse von FLAK- und Bombentreffern.

Unser Block bleibt dieses Mal noch verschont, und ich muß mich am nächsten Morgen mit bleischwerem Herzen auf den Weg zur Schule machen. Von der letzten Straßenbiegung sind es noch wenige Schritte bis zur Schule. Als ich aufblicke, kann ich es nicht fassen: Die Schule ist weg. Anstelle des gewohnten Backsteinmassivs nur ein Haufen rauchender Trümmer. Ich kann mich nicht erinnern, je wieder ein solches Glücksgefühl gehabt zu haben wie in diesem Moment.“

(173) Aus einer Gesellschaft mit überwiegend kleinbürgerlichen Strukturen wurde quasi über Nacht ein Volk von Zerlumpten und Bettlern, unter ihnen nicht wenige, die sich an eine bizarre doppelte Moral klammerten. Werte wie Anständigkeit und Ehrlichkeit wurden zum Schein hochgehalten, obwohl kaum eine Großstadtfamilie durchgekommen wäre, hätte sie diese beherzigt. Es war das große Verdienst des Kölner Kardinals Frings, dass er von der Kanzel herab Verständnis für das

Stehlen von Kohlen zeigte, weshalb in der Bevölkerung für diese Art von Diebstahl das Wort ‚fringsen‘ in Umlauf kam.

(176) Elisa, Reichels Tochter, weiß es deshalb so genau, weil sie sich als Kind häufig in Vaters Arbeitszimmer aufhielt: „Ich hatte Frostbeulen, und sein Zimmer war als Einziges geheizt.“ Täglich fanden dort Andachten im kleinen Kreis und Beichtrituale statt. Der Pastor machte den Heimkehrern klar, ihr früheres sündhaftes Leben trage die Schuld daran, dass der Krieg verloren worden sei. „Die ausgemergelten Männer haben dann geweint und gejammert, damit die Gnade wieder über sie kommt“, erinnert sich die Tochter. „Heute würde man von Exorzismus sprechen.“

Und weil die Heimkehrer so sehr des Trostes bedurften, den ihnen der Geistliche nicht gab, holten sie sich sein Töchterchen und setzten es sich auf den Schoß. Elisa schüttelt sich heute noch vor Ekel. „Denen tat es gut, so ein kleines liebes Mädchen zu betatschen“, sagt sie, „und das kleine liebe Mädchen wehrte sich nicht. Unser Vater hatte in uns hineingeprügelt, dass Erwachsene *immer* im Recht waren.“

Für sie besteht heute kein Zweifel, dass Walter Reichel seinen Glauben wie eine Droge einsetzte, die jede Realität von ihm fernhielt. Dass er selbst Gott missbrauchte, indem er sich wie dessen persönlicher Stellvertreter aufspielte: ein Guru in den Trümmern. Seine Familie aß derweil Kartoffelschalen. Stellte der Vater fest, dass die Kinder Lebensmittel gestohlen hatten, schlug er sie mit einem Lederriemen oder einem Rohrstock. In den Keller mussten sie für das Strafgericht gar nicht mehr gehen, dort wohnten sie bereits.

(178) Pfarrer Reichel spielte derweil den Gerechten. Als sein ältester Sohn Käse verteilte, den er in den Trümmern in einem Schwarzhändlerlager entdeckt hatte, rief der Vater die Polizei und zeigte die Männer an. Ein anderes Mal entriss er dem Sohn eine Stange Zigaretten – so ziemlich das Kostbarste, was man in diesen Zeiten besitzen konnte – und warf sie ins Plumpsklo. „Alles Sünde“, schrie er dabei, „alles Sünde“.

Auch mussten Reichels Kinder von dem wenigen, was sie besaßen, etwas abgeben an andere, die noch ärmer waren. Elisa erklärt: „Man musste auf alles verzichten, was darauf hindeutete, dass man gierig wird. Aber daraufhin wurden wir Kinder ja erst recht gierig! Und später, als Erwachsene, bin ich dann gierig geworden. Aber das habe ich inzwischen abgelegt.“

(179) Sie starrt vor sich auf ein Rosenbeet, dann spricht sie leise weiter: „Es gab eben immer Gewalt. Ob nun vom Vater geschlagen oder von anderen Männern mit Gewalt gezwungen, das war für mich eins. Ich musste etwas über mich ergehen lassen. Man fühlte sich so elend, man fühlte sich so schmutzig. Und ich hatte immer im Bewusstsein, dass alles, was mir geschah, von Gott so gewollt war.“

(180) In Zeiten des Terrors allerdings, wenn es den Herrschenden darum geht, ein Klima von Bedrohung und Willkür zu erzeugen, sind perverse Gewalttäter geradezu gefragt: wie jener Typus, der zunächst in der SA eine Heimat fand, in deren Uniform er ungestraft jüdische Mitbürger zusammenschlagen konnte – und später dann im Konzentrationslager, das ihm völlig freie Hand ließ, wenn er Lust darauf hatte, Häftlinge zu schinden, zu quälen oder zu töten.

(192) In seinem Roman „Der menschliche Makel“ zeigt Philip Roth kenntnisreich einen traumatisierten Vietnamveteranen namens Les, der mit seiner Selbsthilfegruppe in ein chinesisches Restaurant einkehrt: Hier soll er lernen, sich an die Nähe von schlitzäugigen Asiaten zu gewöhnen, ohne gewalttätig zu werden.

„Atmen, sagte Louie. Genau. Atmen, Les. Wenn du nach der Suppe nicht weitermachen kannst, gehen wir wieder. Aber die Suppe musst du schaffen. Es ist völlig in Ordnung, wenn du das zweimal gebratene Schweinefleisch nicht schaffst. Aber die Suppe musst du schaffen.“ Jedesmal, wenn der Kellner am Tisch Wasser nachschenkt, wird Les von einem Grauen gepackt, für das er keine Worte hat. Dennoch löffelt er tapfer die Suppe, ja er nimmt sogar das Hauptgericht in Angriff.

Aber dann passiert es: Als sich der Kellner erneut der Gruppe nähert, wird Les von einem starken Zittern überfallen, er springt auf, geht dem Mann an die Gurgel. Es ist wieder im vietnamesischen Dschungel ...

(198) Was der erste Weltkrieg in ihrem Vater anrichtete, machte die englische Schriftstellerin Doris Lessing deutlich, indem sie seinen Erzählstil analysierte. „Seine Erinnerungen an Kindheit und Jugend blieben flüssig, Neues kam hinzu, sie wuchsen, wie lebendige Erinnerungen es tun. Doch seine Erinnerungen an den Krieg waren zu Geschichten geronnen, die er wieder und wieder erzählt, mit denselben Worten und Gesten, stereotype Phrasen ... Für diese dunkle Region in ihm, wo das Schicksal herrschte, wo nichts galt außer dem Schrecken, gab es nur undeutliche Ausdrucksformen, kurze, bittere Ausbrüche von Wut, Unglauben, Verrat.“

Lessings Vater glaubte, dass er großes Glück gehabt hatte, weil er im Schützengraben nur ein Bein verlor, während alle anderen Männer seiner Kompanie umgekommen waren.“

(201) Auf einer Tagung, die stattfand, während die Amerikaner Bomben auf Afghanistan abwarfen, trat plötzlich im Plenum ein weißhaariger Mann auf, der das pure Entsetzen verkörperte. Er stand da, am ganzen Körper zitternd, und brachte, sich ständig wiederholend, seine Fassungslosigkeit über das „Flächenbombardement der Amerikaner“ zum Ausdruck.

Immer wieder sprach er vom „Flächenbombardement in Afghanistan“; er konnte sich von dem Begriff gar nicht mehr lösen – obwohl afghanische Städte davon überhaupt nicht betroffen waren. Aber *seine* Stadt hatte es getroffen, als er mit 14 Jahren Flakhelfer gewesen war. Schließlich gelang es ihm, unter großen Mühen zu erzählen, dass er nach einem „Flächenbombardement der Amerikaner“ einem „Schnellkommando“ zugeteilt worden sei, das Massen von Leichen aus einem zerbombten Stadtteil bergen musste. Tagelang.

Seine Frau erzählte mir später, ihr Mann habe bis zum Angriff auf Afghanistan keine Probleme mit seinen Kriegserfahrungen gehabt. Es war das erste Mal, dass ich einen Menschen erlebte, der von seinem alten Trauma eingeholt wurde.

(208f) Patienten besitzen häufig keine Worte für das, was ihnen widerfahren ist. Ihre Erinnerung besteht aus Fragmenten. Bilder tauchen auf, Gerüche oder Geräusche, verbunden mit überwältigenden Gefühlen, was man ungenau als Halluzination bezeichnen könnte. Tatsächlich handelt es sich dabei um die für Traumatisierte typische Flashback-Symptomatik, die durch bestimmte Reize ausgelöst werden kann. Die Patienten werden von Erinnerungsfragmenten geradezu überschwemmt, sie können zwischen Vergangenheit und Gegenwart nicht mehr unterscheiden.

Untersuchungen mit bildgebenden Verfahren machten deutlich: Während eines Flashbacks ist im Wesentlichen die rechte Gehirnhälfte aktiviert; besonders gilt das für Regionen, die für das Verarbeiten emotionaler Informationen wichtig sind. Auf der linken Seite dagegen ist die Aktivität schwach, vor allem in der Umgebung des Broca-Areals, dessen Aufgabe darin besteht, Erfahrungen in Worte zu fassen. Bei schweren Traumatisierungen stehen wesentliche Funktionsbereiche der beiden Gehirnhälften nicht mehr ausreichend in Verbindung.

Es gibt also eine wissenschaftliche Bestätigung dafür, dass Patienten ihr Überflutetwerden nicht beschreiben, sondern, wie häufig beobachtet wird, nur ängstlich zitternd über sich ergehen lassen können.

Dies ist auch der Grund, warum so viele Patienten zunächst über den Kommunikationsweg Sprache nicht zu erreichen sind und warum das unbedachte „Darüberreden“, das therapeutisch gut gemeinte Ansprechen einer traumatischen Situation schädlich sein kann, weil es beim Gegenüber Flashbacks auszulösen vermag.

Es könnte zudem erklären, warum in der deutschen Literatur so wenig über den Luftkrieg aus der Kinderperspektive zu finden ist. Vielleicht ist der Grund für das Schweigen nicht so sehr die Scham, dass man angesichts der Holocaustopfer seine eigenen Leiden nicht sehen durfte, sondern vielmehr das Fehlen der Sprache.

(209f) Auch Forte hatte Jahrzehnte gebraucht, bis er in der Lage war, sich seinen Kriegserinnerungen zu stellen. In den Neunzigerjahren wurde sein Roman „Der Junge mit den blutigen Schuhen“ veröffentlicht. Eine Form der psychischen Verarbeitung war das Schreiben allerdings nicht. „Man wird nicht befreit“, sagte er, „man wird es nicht los, aber es wird einem bewußt. Es sitzt dann im Kopf.“

Nicht, als Forte Notizen für seinen Roman machte, sondern erst beim Schreiben, beim Erzählen war die detaillierte, zusammenhängende Erinnerung gekommen, und zwar in Schüben. Der Schriftsteller schildert seine Erfahrung wie einen Dammbbruch: „Plötzlich ist wieder alles da, was man als Kind erlebt und in sich verkapselt hat. Es bricht auf und ist da und erfaßt einen körperlich. Da bin ich auch zusammengebrochen. Man kann am Roman genau merken, wann ich die Erinnerungsschübe abbreche.“

Erst hier begriff ich, was Forte meinte, als er zu Beginn des Gesprächs gesagt hatte: „Einen Luftangriff kann man einmal beschreiben und dann nie mehr im Leben.“

(214f – bezogen auf die Philosophin Hannah Arendt) Es entstand ein Reisebericht, aus dem seitdem häufig zitiert wurde. Die Bewohner der Städte beschrieb sie wie Gestalten ohne Innenleben, wie Schatten oder Roboter.

Nirgend wird dieser Alptraum von Zerstörung und Schrecken weniger verspürt und nirgendwo wird weniger darüber gesprochen als in Deutschland. Überall fällt einem auf, daß es keine Reaktion auf das Geschehene gibt, aber es ist schwer zu sagen, ob es sich dabei um eine irgendwie absichtliche Weigerung zu trauern oder um den Ausdruck einer echten Gefühlsunfähigkeit handelt. Inmitten der Ruinen schreiben die Deutschen einander Ansichtskarten von den Kirchen und Marktplätzen, den öffentlichen Gebäuden und Brücken, die es gar nicht mehr gibt. Und die Gleichgültigkeit, mit der sie sich durch die Trümmer bewegen, findet ihre genaue Entsprechung darin, daß niemand um die Toten trauert; sie spiegelt sich in der Apathie wider, mit der sie auf das Schicksal der Flüchtlinge in ihrer Mitte reagieren oder vielmehr nicht reagieren. Dieser allgemeine Gefühlsmangel, auf jeden Fall aber die offensichtliche Herzlosigkeit, die manchmal mit billiger Rührseligkeit kaschiert wird, ist jedoch nur das auffälligste äußerliche Symptom einer tief verwurzelten, hartnäckigen und gelegentlich brutalen Weigerung, sich dem tatsächlich Geschehenen zu stellen und sich damit abzufinden.

Hannah Arendt drückte ihre Empörung, ihr Entsetzen über die Gleichgültigkeit der Deutschen aus. Sie sah ein Verleugnen der Zerstörung im eigenen Land, aber auch ein Verleugnen der ungeheuren Verbrechen der Nationalsozialisten. Es muss für die Philosophin äußerst schmerzhaft gewesen sein, dass die Deutschen offenbar nur sich selbst als Opfer im Blick hatten. Wenn Hanna Arendt im Gespräch mit ehemaligen akademischen Kollegen die Verbrechen von Hitler-Deutschland berührte, das so viel Tod, Gewalt und Elend über Europa gebracht hatte, wurde ihr bedeutet, dass „die Leidensbilanz ausgeglichen“ sei – mit dem Ergebnis, dass sie von niemandem so etwas wie ein Schuldbekennnis hörte. Dass sie ihre Eindrücke in bitterem, vorwurfsvollem Tonfall niederschrieb, ist nachvollziehbar.

(273) Ihre Geschichte hat mir gezeigt, dass bei Trauerfeiern die Proportionen stimmen müssen. Es reicht zur Information, zu mehr nicht, wenn der Zerstörung einer ganzen Stadt in einem Vortrag gedacht wird. Es bringt auch keine Entlastung, wenn im Rahmen eines Gottesdienstes den Toten ein Requiem von 15 Minuten gewidmet wird. Dies geschah in einer Kölner Kirche aus Anlass der schweren Luftangriffe Ende Juni 1943, der sogenannten „Peter-und-Paul-Nacht“. Obwohl damals in ebendieser Gemeinde die Hälfte der Mitglieder ums Leben gekommen war, führte der Geistliche das Requiem nur mit dünnen Worten ein. In seiner Predigt leuchtete er die Unterschiede zwischen Katholiken und Protestanten aus. Es ist deprimierend, wenn Kirchenmänner ihren ureigensten Ritualen nichts zutrauen.

Hildegard Schwarz hat Gedenkfeierlichkeiten beschrieben, an denen eine ganze Stadt Anteil nahm. Was könnte angemessener sein, da doch die ganze Stadt zerstört worden war?

(275f) Es hat sich nun herausgestellt, dass bei vielen dieser Menschen, die in Romanen als „gefühlskalt“ bezeichnet werden, ein schweres Kindheitstrauma zugrunde liegen kann. In den meisten Fällen waren auch sie Opfer von Gewalt, zum Beispiel von Missbrauch in der Familie. Als Außenstehender kommt man an dieser Stelle schnell auf den Gedanken, dass das nichts als ein Trick des Täters sei, um sich selbst als Opfer zu stilisieren, damit er Mitleid erweckt und mit Nachsicht behandelt wird. Allerdings hat die psychotherapeutische Arbeit mit psychisch kranken Straftätern gezeigt, dass sie sich in der Regel mit Händen und Füßen gegen die Vorstellung wehren, als Kind ein hilfloses Opfer gewesen zu sein. Auf keinen Fall wollen sie sich den alten Gefühlen des Ausgeliefertseins aussetzen. Die hatten sie lange Jahre gut weggepackt, verdrängt, vergessen. Und da sie als Traumatisierte ihr eigenes Leid nicht wahrnahmen, waren sie auch völlig gefühllos gegenüber anderen Menschen, denen sie nun ihrerseits Gewalt antaten.

In der Therapie ist nun der zentrale Punkt der, dass die Täter sich ihres Traumas bewusst werden und dabei ihren seelischen Schmerzen wiederbegegnen, dass sie also die in ihnen steckende tiefe Verzweiflung und Ohnmacht erfahren.